

entweder dadurch, daß sie einen Einer kleiner nahm oder ihrer drei setzte oder sie in roter Farbe gab oder sie zu dreien setzte und zugleich in roter Farbe. Das Ergebnis war, daß die lebhafteren assoziierten Zahlen in 52% reproduziert wurden, während die unter normalen Verhältnissen assoziierten nur in 20% wieder bewußt wurden. Bei den Versuchen, die Bedeutung der Neuheit eines Eindrucks für dessen Reproduktionstendenz, um den treffenden Ausdruck KÜLPES zu gebrauchen, zu erforschen, legt Verfasserin von dem letzten Paar einer Reihe (Farbfläche — Zahl) in der Kontrollreihe an zweiter Stelle die Farbfläche vor und läßt die Zahl erraten. Dabei ergaben sich für dieselbe 53% Treffer, während bei den anderen Zahl-Farbpaaren nur in 25% die Zahl reproduziert wurde.

Die vierte Versuchsreihe galt der assoziations-verstärkenden Wirkung der ersten Stelle und ergab, daß nur in besonderen Fällen durch sie eine verstärkte Reproduktionstendenz zwischen den beiden Gliedern (Farbe — Zahl) geschaffen wurde, sie also normalerweise die geringste Bedeutung hat.

Bei der zweiten Versuchsgruppe, welche die assoziations-verstärkenden Faktoren bei der Simultan-Assoziation erfahren sollten, wurden Farbe und Zahl unmittelbar nebeneinander gezeigt, bei den Versuchen über die Gehörsvorstellungen aber sinnlose Silben beim Vorzeigen der Zahlen gesprochen. Das Ergebnis deckte sich oft überraschend mit demjenigen der über Successiv-Assoziation angestellten Experimente. Bemerkenswert ist die auffallende Bedeutung, welche die Frischheit des Eindrucks, die letzte Stelle, bei den Gehörseindrücken spielt, wie denn überhaupt bei der akustischen Reihe die untersuchten Faktoren stärker gewirkt haben als bei den optischen, ein Ergebnis, welches der MÜNSTERBERGSchen Aufstellung, daß das optische Gedächtnis dem akustischen überlegen sei, widerspricht und zu erneueter Prüfung auffordert.

Eine dritte Gruppe von Versuchen endlich beschäftigte sich damit, festzustellen, welcher der vier Faktoren der wirksamste ist. Trotz mannigfacher individueller Abweichungen darf doch als Gesamtergebnis betrachtet werden, daß am wirksamsten ist die Wiederholung (frequency), dann die Lebhaftigkeit (vivacity), hierauf die Neuheit (recency) infolge Stellung am Ende und am schwächsten die Stellung am Anfang (primary). Das sind sehr beachtenswerte Ergebnisse, die uns für die Mängel des ersten Teiles wieder entschädigen.

M. OFFNER (München).

EMIL KOCH. **Die Psychologie in der Religionswissenschaft. Grundlegung.** Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1896. 146 S.

Der auch infolge sachlicher Neuheit nicht leichte Überblick des Buches rechtfertigt, die zwei Hauptgedanken des psychologischen Positivismus und theologischen Ration(al)ismus vorauszuschicken. „Erfahrung“ ist oft gefälscht durch formelle Metaphysik des „Objekts“ „Ichs“, sowie der Außenwelt, ebenso die religiöse Erfahrung durch inhaltliche Metaphysik (z. B. der Ethik). Dies berichtigt allein die

Psychologie, speziell die „Auffassung der Erfahrung als einer Bewusstseinsart und -weise und eines Etwas“. Die religiöse „Erfahrung“, i. e. der Glaube, ist nicht wahrnehmungs- oder gefühlsmäßige Bewusstseinsart und -weise, sondern „vorstellungsmäßiges Bewusstsein vom Unendlichen verbunden mit Gefühlen des Erhabenen“, kurz das Unendliche ist das „Etwas“, das nach K.s überall eingestreuter Voraussetzung mit der Bewusstseinsart und -weise gegenseitig zu verknüpfen ist.

In dies positivistische Schema wird alles Übrige (Werturteil) hineingezwängt, statt daß die Thatsachen jene schematische Theorie korrigieren; von diesem Schema rührt nicht bloß die einseitige Beurteilung anderer Ansichten her, sondern von dem kognitiven Rahmen desselben die rationale Auffassung der Religion im Gegensatz zur affektiven der meisten Neueren (so auch meiner Genußtheorie des Glaubens, die er tot schweigt, vermutlich weil er nichts damit anzufangen weiß). Theologische Abneigung gegen Metaphysik scheint K. zum psychologischen Positivismus, sowie psychologische Voreingenommenheit für das „Bewusstsein“ zum theologischen Rationismus geführt zu haben.

Im Einzelnen führen die zwei ersten Kapitel: „Knechtung der Psychologie in der Religionswissenschaft“ (im ersten mehr vom theologischen, im zweiten mehr vom psychologischen Gesichtspunkte) diese „Knechtung“ auf Metaphysik zurück, die positiv nur in zwei Anmerkungen charakterisiert wird, § 1: Bewusstseinsthatsachen „wachsen zu vorausgesetzten Welten“ des Bösen und Guten aus. § 2 wird die „nur formale Bedeutung“ der Psychologie für die Religionswissenschaft erwogen, indem vom Begriff und Verhältnis des „Stoffs“ und der „Form“ im Sinne der KANTSchen (inhaltlichen) Sinnlichkeit und des (formalen) Verstandes gesprochen wird. Später gelangt Verfasser auf die hier allein mögliche Unterscheidung von Bewusstseinsinhalt und -vorgang und meint durch die „doch nicht zu unglückliche“ Gleichsetzung der zwei Begriffspaare zu beweisen, daß „metaphysische Gespenster die Erfahrung umflattern.“ Die Gegenthesen des Verfassers behaupten schliesslich diese Einheit der Erfahrung nach Form und Stoff. § 3 und 4 beleuchten den „Subjektivismus“ in der Psychologie, untersagen wieder jedwede Metaphysik, auch in der Form eines „Immanenten“, das auf „Transszendenz“ hinweise, eines „Ich“, das immer „gegenständlich gedacht“ werde. Verfasser giebt sich als Schüler BRENTANOS aus: „vorgefunden“ ist die „Bewusstseinsart und -weise“ und das „Etwas“, das hier beim Unendlichen als Gegenstand des Erkennens zu fassen ist ohne metaphysische, „unfruchtbare“ Setzung des Gefühls.

Nach diesen mehr negativen Ausführungen untersucht Kapitel 3 die religionspsychologischen Aufgaben, zunächst die „Sammlung aller religiösen Etwas“ unter dem psychologischen Gesichtspunkt. Der Psycholog hat zu studieren, was Religionsgeschichte darbietet, daneben die eigene Erfahrung. Die zweite Aufgabe ist Untersuchung der psychischen Komplikationen, ob durch „Summation“ oder, wie Verfasser will, durch „Verschmelzung“ und „Verwachsung“ entstanden. § 2 in Kapitel 3 bespricht das „Wesen“ der Religion, das Verfasser nach Erörterung dieses Begriffs im „Gesetze“ findet; auch die „Funktion“ ist

nicht „gegeben“, sondern „Produkt metaphysischen Erklärungseifers“. Das „Gesetz“ wird in § 3 „illustriert“ als Ewigkeits- oder Unendlichkeitsgesichtspunkt (sub specie aeternitatis) im Vorstellen, Fühlen, Wollen. Derselbe macht sich z. B. im Vorstellen bei Gott als Negation und Potenzierung geltend (unendlich, unzeitlich). Jenes „Gesetz“ liegt nicht im „Normbegriff“, da es über den Religionen stehen muß. Die dritte Aufgabe der Religionspsychologie will Klärung und Ausbildung des psychischen Gesetzes: das religiöse „Etwas“, Ewige ist ja für das „psychologische“ (? Ref.) Leben notwendig.

Kapitel 4: „Bestimmung des psychologischen Gegenstandes, religiösen Etwas“ will jeden Nebenblick auf „Existenz“, „Objektivität“ noch einmal verbieten, nur psychologisch steht die metaphysiklose Erfahrung da. Im § 3 wird die Bildertheorie als unpsychologisch verurteilt, sowohl die erkenntniskritische als meine psychologische, die etwa im Vaternamen Gottes zwar nur, aber doch ein Bild sieht (Ref.); vergl. etwa BIESE, *Philosophie des Metaphorischen*, 1893. Die positive Darlegung des Verfassers läßt die religiöse Welt ein „Dunkles“, „Bestimmungsloses“ sein, das Farbe empfängt durch Tradition, Außenwelt u. s. w.

Kapitel 5: Die gegenständliche Bewußtseinsart und -weise ruht so nicht in Wahrnehmung, sondern nur in „Vorstellung“, die Wahrheit der Religion dagegen in der Hoffnung auf Wahrnehmbarkeit: theologische Privatansichten, die den Psychologen nichts angehen.

Kapitel 6: § 1 „Einsicht, Meinung, Überzeugung, Glaube“, § 2 „Seins- und Werturteil“. Einsicht ist das vorstellungsmäßige Etwas, nachdem es wahrgenommen war. „Vertrauen“ steht dieser nicht gleich, weil ohne Wahrnehmung. Gesteigertes Vertrauen ist Meinen, noch gesicherter — Überzeugung, diese ist Glaube, der an Wahrnehmungen anknüpft, sie „deutend, ergänzend, wertend, verklärend“. Beim Werturteil geht Verfasser vom Urteil als Ausdruck einer Thatsache aus; Werturteil ist daher Ausdruck eines Werts, der Vorstellung voraussetzt. Vorstellung und Werthaltung sind einzusetzen für Seins- und Werturteile. Der Unterschied beider liegt nicht in Verschiedenheit des Zustandekommens, sondern im Ausgesagten, Vorstellung oder Gefühlserregung. Das Wertphänomen hat zwei Teilfaktoren, die Lust und wertende Vorstellung, diese wiederum das wertvolle Etwas, sowie die wertende Vorstellung, die z. B. an dem Etwas von Gott die Liebe ist.

Verfasser verdient Dank, meinen Bestrebungen theologischer Psychologie, die ich in der *„Psychologie des Glaubens“*, Göttingen 1895, begonnen, gefolgt zu sein, Dank auch für mancherlei Anregung, doch ist Vertiefung in Theologie sehr zu wünschen. Von unseren Ergebnissen scheidet er sich prinzipiell, was an sich die kaum angefangene und von der Theologie noch zurückgeschobene Debatte nur fördert. Wir loben gern die logische Schulung, freilich verträgt die Arbeit Durcharbeitung (äußerlich S. 16: Meer von Möglichkeiten herausschälen u. s. w.), wir loben auch die dramatische Frische, aber daneben läuft im Sachlichen eine rein logische, breite und nicht oft tiefgehende Methode. Der Grund liegt nicht bloß in Überhastung, diese Schwierigkeiten fast gleichzeitig mit einer erkenntnistheoretischen Arbeit (Halle, NIEMEYER) zu über-

winden, sondern im scheinbaren Mangel psychologischer Methode und Wissensmenge (Physiologie und Psychiatrie?)

Sachliche Einwände stelle ich kurz unter zwei Gesichtspunkte des Prinzipiellen und Theologischen.

1a. Der Gegensatz zu mir beginnt beim Titel (S. 18); es ist mir „psychologisch“, eine konkrete Religion zu Grunde zu legen, statt in Abstrakten aprioristischer Religionsgeschichte oder irgend welcher persönlichen Vernunftreligion fortzufahren. Wie die HERBARTSche Pädagogik für die bestimmte konfessionelle Schule eintritt aus psychologischen Gründen, so halte ich vorläufig hier jede Abstraktion für verfrüht. Aus psychologischen Gründen scheidet K. keine Religion aus: Das religiöse „Hauptgesetz“ müsse alle Religionen umfassen, die einzelne sei nur interessantes Material.

b. Das führt zur anderen Frage, ob Religion im Maß-, bzw. Normbegriff zu fassen ist. Der aufmerksame Psychologe bemerkt, daß gewisse Definitionen besonders auf gefühlsmäßigem Boden nur durch Gegensatz zu einer bestimmten Norm gewonnen werden, wie auch das Leben bestimmten Maßstab und Normaletat aufstellt. Die Logik hat sich noch nicht dieses von der Theologie angeregten Problems gefühlsmäßiger Begriffsbildung bemächtigt, die Rückgang auf unser Gefühl oder das sog. „psychologische Verständnis“ der Romane voraussetzt (vergl. in *Reischles Wesen der Religion*, Freiburg 1889. S. 50f. den Begriff: Familienfreude). Dem relativen Maßbegriff steht der der „überzeugten“ Norm gegenüber. Beide verwirft K., eben weil er nach einem induktiven Allgemeinen („Gesetz“) statt nach konkretem Typus zum Vergleich ausschaut. Dies aber ist verdienstlich, daß K. den Unterbau jenes Problems als psychologisch nicht bloß ausgegeben, sondern, wenn auch schief, angefangen hat: im „Gesetze“ K.s liegt noch zerbröckelnde Logik.

c. Damit verknüpft sich die kaum beantwortete Frage, **wieweit** psychologische Methode erlaubt, „Form“ von „Inhalt“, aber verbietet, „Inhalt“ von „Form“ zu trennen, eine Frage, die für die viel umspannende angewandte Psychologie prinzipiell zu entscheiden ist. Dem Irrenarzt kommt es z. B. klinisch wenig auf „Inhalt“ der Wahnideen an, sondern auf defekte „Form“. Andererseits ist der an sich selbständige „Inhalt“ der Ethik und Religion nicht verständlich ohne „Form“ der Psychologie, sowenig der Bildhauer ohne Anatomie auskommt. Den umgekehrten Fehler, Erkenntnisinhalt in psychologischer Form erkenntniskritisch aufzulösen, verbessert AVENARIUS, den K. mißversteht, wenn er mir dessen Idealrealismus bestreitet.

2a. Wenn MANTEGAZZA in seiner „*Physiologie des Genusses*“, übersetzt Oberhausen 1881, einen Beitrag zu diesem wenig beachteten psychologischen Phänomen bietet, so finde ich den Genuß auch in der höheren Funktion des Glaubens. Im Genusse liegt die erstrebte Differenzierung des Gefühls, das in der Allgemeinheit K.s einer qualitativ-funktionellen und regionären Bestimmtheit bedarf, und das meines Erachtens als Transversalschwingung von der Vorstellung als Longitudinalschwingung des psychologischen „Nervenkym“ zu scheiden ist. Im Genusse liegt die Begründung zum spendenden „Du“ Gottes, das für K. im „Er“ oder „Es“

hängen bleibt. Mit JERUSALEM wünsche ich freilich noch den Ausbau der „Du“psychologie (auf AVENARIUSScher Grundlage); psychiatrisch ist unter And. dazu bisher unbeachtet, daß manche Paranoiker ein „Er“, aber nicht ein „Du“ der Außenwelt kennen, und nicht bloß infolge von Verfolgungswahn. Im Genusse liegt Selbstthätigkeit des „Ich“, das reaktiv, aber nicht mechanisch psychische Energie z. B. im K. unbekannten „Vertrauen“ äußert. Im Genuß ist der Kern der Religion, die freilich oft zum „Erkenntnismäßigen“ (so K.), Ästhetischen (so der moderne Pantheist), verschoben wird. Dies Beides ist Voraus- und Fortsetzung der Religion, aber nicht diese selbst, die Furcht und Glaube in genuß-werturteilsmäßiger Prägung bleibt.

b. Nimmt K. die Werturteilstheorie zu einfach (MEINONGS Arbeiten, die ich früher nur zitieren konnte, sind unbeachtet), so weiß er in Metaphysikangst meinen „Glauben“ nur als besonderes „Organ“ zu verdächtigen. VORBRODT (Alt-Jessnitz).

KOCH. **Die überwertigen Ideen.** *Centralbl. f. Nervenheilkde. u. Psychiatr.* VII. Bd. S. 177—182. 1896.

Die Ablehnung, die der WERNICKESchen Lehre von den „überwertigen Ideen“ von seiten fast aller Psychiater zu Teil geworden ist, hält KOCH für nicht berechtigt. Er nimmt überwertige Ideen im Sinne WERNICKES an, wirft diesem aber den Fehler vor, Wahnideen und Zwangsvorstellungen nicht genügend auseinander gehalten, und übersehen zu haben, daß die überwertigen Ideen sich auf einem bereits vorbereiteten geschädigten Boden entwickeln. Nähere Betrachtung läßt bei einer „fixen“ überwertigen Idee immer die andauernde, sei es angeborene, sei es erworbene Minderwertigkeit oder den psychotischen Schwächezustand erkennen, der das Auftreten der überwertigen Idee veranlaßt oder wenigstens ermöglicht hat. PERETTI (Grafenberg).

K. KÖLLE. **Der Sprechunterricht bei geistig zurückgebliebenen Kindern.** Zürich, Albert Müller. 1896. 44 S.

Verfasser bezeichnet alle Versuche als verfehlt, bei sprachlosen Idioten die Methoden des Taubstummenunterrichtes oder der Sprachheilkunde in Anwendung zu bringen und begründet einen Lehrgang, welcher vorwiegend dem Grundsatz der Begriffsentwicklung Rechnung trägt. THEODOR HELLER (Wien).

CADIOT. **Sur les affections mentales chez les animaux.** *Rev. de l'Hypnotisme.* Bd. 10. No. 12. S. 363—367. 1896.

Die Geisteskrankheiten der Tiere, wenigstens der intelligenteren Haustiere, zeigen große Ähnlichkeit mit denen der Menschen. Man beobachtet sexuelle Perversität, Angstzustände, Agoraphobie und damit verwandte Psychosen. Verfasser bringt hierfür einige instruktive Beispiele von Beobachtungen an Katzen, Hunden und einem Papagei, die teils eigener Erfahrung entstammen, teils dem Buche von PIERQUIN über den „Wahnsinn der Tiere“ entnommen sind. SCHAEFER (Rostock).